



**ENZENSBERGER**

**REBUS**

**SUHRKAMP**

SV



HANS MAGNUS ENZENSBERGER

REBUS

GEDICHTE

SUHRKAMP

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Druck: MMC, Memmingen. Printed in Germany. Erste Auflage 2009. ISBN 978-3-518-42052-2

1 2 3 4 5 6 - 14 13 12 11 10 09

Dem Andenken meiner Eltern  
Andreas und Eleonore  
(1902-1990) (1905-2008)



# GLEICHGEWICHTSSTÖRUNG



Gleichgewichtsstörung  
Hendrick Avercamp  
(Amsterdam 1585 – Kampen 1634)

Daß es rutschig ist, zeigt sich an den Lawinen,  
die donnernd im Fernsehen abgehen,  
an kippenden Umfragewerten,  
Beinbrüchen, Kursstürzen  
und an den glitschigen Blutlachen  
nach dem Selbstmordanschlag.  
Du rutschst aus, rasselst herein,  
bist reingefallen. Gletscherspalten,  
Höhenangst wie im Horrorfilm –

wenn es nur das wäre! Aber nein!  
Auch das blühende Leben  
ist rutschig. Siehe, der Schmetterling  
schlüpft, der Säugling auch!  
Feucht ist die Zunge,  
wie die Frau deines Herzens –  
Gott sei Dank! –, und am Telefon  
wünscht ein entfernter Bekannter dir  
einen guten Rutsch.

Herrliche Schlittenfahrten,  
muntere Eisläufer auf alten Gemälden.  
In der Ecke ganz rechts am Rand  
sitzt seit vierhundert Jahren  
dieser alte Mann mit dem Holzbein  
und schaut dir zu.

## Der Maler der Jahreszeiten

Arme Völker, die nur eine einzige kennen, Permafrost oder Dschungel. Andere müssen ihr Leben mit zweien fristen, Regenzeit oder Dürre. Die meisten erfreuen sich dreier. Verwöhnte Geschöpfe, wir, die wir jahraus jahrein viererlei Luft trinken dürfen!

Wer weiß schon, wem wir dieses Schauspiel zu verdanken haben? Wir frösteln, wir suchen Schutz vor der Hitze in einem Kreuzgang, wir setzen Pelzmützen auf oder Sonnenbrillen – warum eigentlich? Elliptische Bahn, Schiefe der Ekliptik, Präzession, Apsidendrehung, Äquinoktien, Solstizien, Deklination – lauter Fremdwörter, die uns Ignoranten nicht unter die Haut gehen, so wie der Rauhreif, das erste Orkantief, das Aroma der Himbeeren, der Rauch des Kaminfeuers. Kopernikus im Abitur, Kepler im Kopf, aber unsere Sinne – wie viele sind es? fünf? sieben? neun? – wollen nichts davon wissen.

Die Jahreszeiten sind etwas für Maler. Wasserfarben am Himmel, die sich im Wasser spiegeln. Tonige, kalkige, erdige, wäßrige, ölige, glühende, fließende Farben, alles auf einem kleinen Brett, einem dünnen Stück Stoff.

Warum haben so viele Bilder einen Rahmen? Weil sie das, was sie abbilden, gar nicht fassen können.

Der Maler der Jahreszeiten. Was nicht gemalt werden kann, malt er am liebsten: den Schnee – so viele Tüpfel auf einmal kann keiner hinsetzen –; die Wolken – schon sind sie weitergewandert –; den Nebel – schon hat er das ganze Bild verschluckt –; den Wind, der unsichtbar war, bevor er ihn hingemalt hat.

Der Maler der Jahreszeiten spürt, riecht und hört nichts, wenn er hinschaut. Dann ist er ganz Auge. Wenn er sie malt, schaut er nicht mehr hin. Er malt sie alle aus dem Gedächtnis, auch die flüchtigsten, die nur eine Minute dauern.

Auch wer, wie wir, nicht malen kann, hat Augen im Kopf. Auch wer die Augen schließt, ist nicht blind. Zwar sieht er das Frühjahr nicht, doch kann er es riechen; wenn er die Ohren spitzt, hört er den Winter kommen; auf der Zunge schmeckt der Juni nach Kirschen; den Altweibersommer spürt er auf Haut und Haar; die letzte Oktobersonne berührt ihn flüchtig wie eine Frau. Elektrisches Kribbeln, Wetterfühligkeit, Höhenrausch, Sonnenstich, frierende Nasenspitzen: Fünf Sinne sind nicht genug, um ein ganzes Jahr zu begreifen.

Frühling: Der triebhafte grüne Geruch auf dem Balkon. Trostlose Düngerschwaden über den kahlen Feldern. Die kleinen Propeller des Ahorns, etwas Klebriges in der Luft. Das Flattern der Wildgänse beim Liebesspiel auf dem See. Scharfe Putzmittel vor Ostern im Treppenhaus. Sämiges Warten im Park auf das Signal zum entfesselten Sprießen. Die Pferde sind auch wieder da. An den kahlen Zweigen der Trauerweide ein rötlicher Schleier. Auf tristen Spielplätzen schaukeln Kinder. Dort wo Eis war, glimmen im Abendlicht seichte Pfützen.

Sommer: Das Rieselndes Sandes zwischen den Zehen. Etwas riesenhaft Weißes, das rasch und lautlos aufsteigt ins reine Blau. Heuschnupfen. Nur die Gurken sind frisch. In der Ferne kreischende Frösche. Der teerige Duft in der schlierigen Hitze, dann eine kalte Dusche. Verdutzte Kühe: Überall krächzende Staumeldungen. Das Aroma des Schattens unter der Platane. Wenn nur die Wespen nicht wären! Der plötzliche Wolkenbruch – ein Getrommel von platzenden Blasen auf dem Wellblechdach. Biergestank auf wummernden Sommerfesten. Die reife Gerste, die schon nach Malz riecht. Am leichtesten tun sich jetzt die Libellen.

Herbst: Der beizende Rauch der Kartoffelfeuer. Etwas beinahe Metallisches in der Luft, wenn es blitzt. Die süße Fäu-

le des Fallobsts am Rand der Chaussee. Ein verblassender Regenbogen. Der letzte Rasenmäher jault im Hinterhof auf. Das Klopfen der Kastanien auf dem Kopfsteinpflaster. Am Horizont Fallstreifen, schwefliges Licht. Schwarze Geschwader von schreienden Nebelkrähen. Ein sprödes braunes Geraschel trocknet das feuchte Leder der Schuhe.

Winter: Er riecht weiß, der Schnee, das schon, aber wonach? Nach nichts riecht er außer nach sich selber. Wie ein unbekanntes, sehr flüchtiges Salz? Etwas Pelziges kitzelt die Haut. In der Fußgängerzone Maronengeruch, auch sind Orangen da. Das in Watte gepackte Rauschen der Zivilisation. Schläfrige Sonntage. Früher, als es noch Eisblumen gab – jetzt nur noch das nächtliche Knacken in den Rohren der Heizung. Auf den Augenlidern langsam zerschmelzende Flocken. Weißer Atem. Etwas Weiches, Rotes, Heißes tropft auf die Tischdecke. Bei Glatteis knallende Kotflügel. Ab und zu Föhn in der Großhirnrinde, und das leise Kratzen der Schlittschuhe auf dem Teich.

Am Abend lassen wir ihn allein vor seiner Leinwand, den Maler. Vor dem Einschlafen erscheinen uns andere Farben, scharlachrot mitten im Winter, glitzerndes Gletschereis im August. Alle Jahreszeiten zugleich, wer weiß, wie viele es sind, ziehen vorbei unter geschlossenen Lidern.

## Der Stubenhocker

Er schaut zu, wie sie da draußen gleiten,  
wie sie zwischen den Schären kreuzend  
hin und her fliegen, geistesgegenwärtig  
und bedenkenlos glücklich,  
über Schwarz-, Glas-, Teller- und Braucheis.  
Ob es wohl trägt, reißt, hält, bricht?  
Er hört förmlich, wie das ächzt,  
wie es knackt und stöhnt,  
wie all diese eisigen Wörter  
knistern, scherbeln und zischen,  
als spüre er selber ein leises Zittern  
unter der spiegelnden Fläche,  
er, der in der warmen Stube,  
von der schrägen Februarsonne geblendet,  
neidisch aus seinem Fenster blickt.

## Unter der Hirnschale

Was da unaufhörlich tickt  
und feuert, das soll ich sein?  
Woher denn. Es ist nur  
diese graue Masse da drinnen.  
Sie beobachtet mich,  
ich beobachte sie.  
Wir überraschen einander.  
Nicht immer macht mein Gehirn,  
was ich will. Mißverständnisse,  
Kräche bleiben nicht aus.  
Wenn es dunkel wird,  
versuche ich, es ganz einfach  
abzuschalten. Vergebens.  
Es arbeitet weiter, erzeugt  
Erfindungen, auf eigene Faust,  
von denen ich nichts weiß,  
für die ich nicht hafte.  
Oft, ohne es zu fragen,  
denke ich mir mein Teil.  
Nur ganz zuletzt hören wir auf,  
einander zu belauern,  
und lassen es gut sein.  
Dann herrscht endlich Ruhe.

## Die vollkommene Leere

Ein erhabenes Ziel, gewiß,  
nur meine Lunge  
will nichts davon wissen.  
Sie füllt sich, leert sich,  
wenngleich nicht ganz.  
Auch das Nervensystem  
stört, meldet sich,  
meldet Hitze. Vielleicht  
ist sie ausgefallen,  
die Klimaanlage? Nirgendwo  
ein Nirwana, immer schrillt  
ein Telephon irgendwo,  
und auf dem Balkon  
summen die Wespen,  
die es, so wie ich,  
nicht weit gebracht haben  
in der Kunst der Meditation.

## Salomonisch

Psyche, Ego, Identität –  
ziemlich fremde Wörter.  
Je mehr du herumbohrst  
in diesem Sumpf,  
desto sinnloser.  
Wie schon gesagt,  
Prediger 1,2,  
alles ganz eitel.

Nichtigkeit, hohles Ei,  
aus dem immerzu neue  
fragile Wunder schlüpfen.  
Wahrnehmungen, hautnah:  
Das Gemurmel der Fingerspitzen.  
Etwas, das warm und feucht ist.  
Blendender Schmerz.  
Plötzlicher *flash*  
in der Nervenbahn.

Input/Eingabe/Eingebung.  
Winzige Härchen im Labyrinth,  
wie ein Kornfeld gebeugt  
von musikalischen Stürmen,

rasch vergeßnen  
geflügelten Silben.

Vorbeihuschendes,  
Turbulenz in der Kaffeetasse.  
Auflösungsvermögen  
unerhört, Farbscan,  
Zoom, Zeitraffer –  
einmalig das Ganze,  
wie zum erstenmal  
und alsbald erloschen.  
Gebenedeit  
sei die Nichtigkeit.